

fassung! – vorgebracht hatte. (Sie dürften allerdings nicht ins Gewicht fallen; denn man kann sie mit dem Hinweis auf die komplizierte Situation und insbesondere Gregors schwierige politische Stellung nach Canossa entkräften.) – Das Ideal der Urkirche, „*Ecclesiae primitivae forma*“, vornehmlich während des Investiturstreits ist Gegenstand der letzten Untersuchung (S. 225–303). Cassian hatte die Mönche darauf verpflichtet, Chrodegang von Metz und die Aachener Synode von 816 ziehen es für die regulierten Kanoniker heran, und Ps.-Isidor knüpft daran Bestimmungen zur Sicherung des, vor allem bischöflichen, Kirchenguts. Bei Petrus Damiani wird es zum allgemeinen Reformvorbild. Gregors VII. Einstellung ist zwiespältig: er beruft sich zwar auf die alte Kirche, zugleich aber läßt er sich nicht völlig darauf festlegen und beansprucht das Recht, neue Gesetze zu erlassen. Im übrigen zitierte man in jener Zeit Ps.-Isidors Auffassung von der *ecclesia primitiva*, um den kirchlichen Regalienbesitz zu rechtfertigen; und Mönche und Kanoniker griffen auf die urkirchlichen Zustände zurück. M. führt die Studie bis zu Anselm von Havelberg, der – in dieser Hinsicht ähnlich wie Gregor VII. – die Zeit der Urkirche nicht als endgültiges Ideal betrachtet hat.

Ihre Aufsätze in einen Band zu sammeln, entschließen sich gewöhnlich ältere Gelehrte, die somit die Ernte jahrzehntelanger Forschung einbringen wollen. Hier dagegen hat ein Dreiunddreißigjähriger diesen Schritt gewagt. Hat er jedoch bereits den nötigen Abstand gewonnen, um seine Opera iuvenilia abzurunden und zu vervollkommen? Seine besondere Gabe scheint darin zu bestehen, sich Themen, die andere schon bearbeitet hatten, noch einmal vorzunehmen und sie mit viel Subtilität etwas anders darzubieten. Wir verdanken ihm eine Reihe kluger Bemerkungen und Analysen. Sie werden allerdings von ziemlichem Ballast begleitet. Zunächst stört die weitschweifige Rhetorik, die nicht selten geradezu in abstrakte, leere Phrasen übergeht. Außerdem unterscheidet M. des öfteren nicht zwischen Wichtigem und Unwichtigem. So füllt er eine Anmerkung, die fast eine ganze Seite (106 f.) einnimmt, mit Belegen für das bekannte Bibelzitat *quaerere quae sua sunt etc.*, ohne daß irgendjemand einen Nutzen davon hätte (ähnlich S. 111 – 3 Belege für *saeculariter vivere*). Oder er äußert sich über Kult und Liturgie der Pataria (S. 153–158), obgleich das in seinem Zusammenhang ganz belanglos ist. Gelegentlich scheint er die Quelle, die er zitiert, überhaupt nicht gelesen zu haben: dem Anonymus Haserensis (c. 29) will er entnehmen, daß der Bauluxus der Bischöfe von Eichstätt der Grund der Vertreibung vieler Priester gewesen sei (S. 95); in dem angeführten Text ist zwar von Neubauten, nicht aber von jenen Konsequenzen die Rede.

Bonn

H. Hoffmann

Hildegard von Bingen: Briefwechsel. Nach den ältesten Handschriften übersetzt und nach den Quellen erläutert von Adelgundis Führkötter OSB. Salzburg (Otto Müller Verlag) 1965. 279 S., 1 Karte, geb. DM 29.80

Aus den weit über 300 Briefen Hildegards hat die Übersetzerin insgesamt 108 ausgewählt „und so geordnet, daß Hildegard im Gespräch mit ihren Zeitgenossen von möglichst vielen Seiten beleuchtet und der Einfluß ihrer Persönlichkeit sichtbar wird“; . . . sie sollen „die Gestalt der heiligen Hildegard und ihren Lebensweg vor unserm Auge erstehen lassen.“ Sie gruppieren sich teils nach dem Empfängerprinzip (Bernhard v. Clairvaux, Päpste und Bischöfe, weltliche Herrscher usw.), teils nach dem Sachprinzip (Rupertsberger Nonnen), wobei sich notwendigerweise Überschneidungen ergeben, die dem Verständnis nicht gerade förderlich sind. Z. B. findet man keineswegs, wie eigentlich zu erwarten, unter der Rubrik „Päpste und Bischöfe“ alle Papstbriefe, dafür aber z. B. einen Brief Eugens III. an Hildegard betreffs der Richardis von Stade, Äbtissin von Bassum, der unbedingt zu dem Abschnitt „Rupertsberger Nonnen“ gehörte. So scheint mir das von der Übersetzerin gewählte Ordnungsschema nicht eben überzeugend und sonderlich sinnvoll. Jedes konsequente Prinzip wäre besser gewesen. – Den einzelnen Briefen oder auch den Briefgruppen sind kurze Vorbemerkungen beigegeben, die den Leser in die historische Situation einführen oder die einzelnen Schreiben miteinander verknüpfen.

„Das Buch möchte die Persönlichkeit der heiligen Hildegard von Bingen durch ihre Briefe einem weiteren Leserkreis erschließen.“ Wie weit das mit einer solchen Auswahl überhaupt gelingen kann, bleibe dahingestellt. Auch die im Ton etwas peinlichen Vorbemerkungen scheinen mir dieser Absicht nicht gerade förderlich, da sie dem Leser mit ihren ständigen Hinweisen auf die einzigartige Bedeutung eines jeden einzelnen Briefes, einer jeden Äußerung Hildegards oft über das tatsächlich Verifizierbare hinauszugehen scheinen. Andererseits entzieht sich das Buch mit seiner Absicht weitgehend einer wissenschaftlichen Kritik. Die oft zu knappen Kommentare, die die neuere Literatur nur sporadisch heranziehen, der Verzicht auf genaue Angaben über die Überlieferungsorte der einzelnen Briefe, schließlich die völlig willkürliche Auswahl und Anordnung scheinen mit eben dem angesprochenen weiteren Leserkreis gedeckt. Man kann demgegenüber nur noch die Frage stellen, ob größere Genauigkeit in diesen Dingen, mehr Objektivität in den Vorbemerkungen und präzise Auskunft über die Auswahlprinzipien nicht auch trotz dieses Zweckes möglich gewesen wären.

Dennoch muß aber ein grundsätzliches Wort gesagt werden oder besser eine grundsätzliche Frage gestellt werden: Ob es nämlich überhaupt zu vertreten ist, beim gegenwärtigen Stand eine Übersetzung vorzulegen. Die jüngsten Forschungen, wie sie M. Schrader und A. Führkötter in ihrem Buch über die Echtheit des Schrifttums der hl. Hildegard von Bingen vorlegten, haben nicht nur neues Briefmaterial zutage gefördert, sondern in zahlreichen Fällen auch auf ältere und bessere Überlieferungen hingewiesen, als sie den bisherigen Editionen zu Grunde liegen. Darüber hinaus sind von den hier übersetzten 108 Briefen 14 überhaupt noch nicht ediert. Die Übersetzerin hat nun überall den Text der jeweils ältesten und besten Überlieferung zugrundegelegt – ohne allerdings, wie gesagt, die jeweilige Überlieferung anzugeben oder zu vermerken, ob die benutzten Überlieferungen mit denen der bisherigen Drucke identisch sind –, das bedeutet aber, daß die Übersetzung nicht nachprüfbar ist. Das wiegt um so schwerer, als – wie die Übersetzerin betont – 1. die benutzten Texte von den Drucken nicht selten erheblich abweichen sollen, 2. der Wortschatz Hildegards beschränkt sein und das gleiche Wort häufig ganz verschiedene Bedeutungen haben soll, 3. ein Vergleich der Übersetzung eines Briefes Hildegards an Eugen III. mit der beigegebenen Fotografie der Hs. dieses Briefes einige Zweifel an der Übersetzung aufkommen läßt und 4. die Art der Briefe Hildegards überhaupt, die ja nicht vorwiegend in sachlicher Mitteilung bestehen, sondern Niederschriften ihrer Schau sind, jede Übersetzung ohne Kontrollmöglichkeiten am Text grundsätzlich fragwürdig erscheinen lassen. Das führt mich zu dem Urteil, daß das vorliegende Buch zumindest verfrüht ist und es in jedem Fall richtiger gewesen wäre, die aufgebrachte Mühe zunächst einmal an eine Edition zu wenden. Für die Wissenschaft ist es daher so gut wie unbrauchbar; darum sei auch auf die zahlreichen einzelnen Unstimmigkeiten nicht weiter eingegangen. Allerdings möchte ich auch bezweifeln, ob es unter diesen Umständen seinen Zweck gegenüber einem breiteren Leserkreis voll erfüllen kann.

*Bochum*

*F.-J. Schmale*

Johannes Sommer: Das Deckenbild der Michaeliskirche zu Hildesheim. Hildesheim (Verlag Gebr. Gerstenberg) 1966. 195 S., 210 Abb. im Text, 65 Taf., 23 Farbtaf., geb. DM 87.-.

Der Verfasser, Sachbearbeiter für bildende Kunst in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, legt in diesem Buche eine umfangreiche Untersuchung eines einzigartigen Dokuments spätmittelalterlicher Monumentalmalerei vor. Seine Arbeit ist als beispielhaft zu bezeichnen. S. geht von der Baugeschichte der Michaeliskirche aus und befaßt sich eingehend mit den Veränderungen, die im 12. Jahrhundert an dem von Bischof Bernward errichteten Bau vorgenommen wurden, in dessen Krypta der Erbauer seine letzte Ruhestätte gefunden hat. S. legt überzeugend dar, daß der Anlaß zu diesen Veränderungen die seit 1150 erlaubte Verehrung Bernwards und